

Die Gräfin von Chamuska.

Von Eugénie Souriret.

Eine prachtvolle Equipage hielt vor der Anstalt des Doktors Leroux, des berühmten Nervenarztes. Dem Wagen entschlüpfte eine mit großer Eleganz gekleidete Dame von etwa vierzig Jahren. „Wen darf ich anmelde?“ fragte der Diener, der sie empfing. „Die Gräfin von Chamuska.“ Der Diener verbeugte sich tief und geleitete dann die Dame in einen Salon. Dort saß er mehr als sie sich setzte auf einen Sessel, den ihr der hervorragende Spezialist, ein Greis von ernstem und mildem Aussehen, anwies. Die Gräfin trauerte sich die Augen. „Herr Doktor,“ sagte sie, „wie einem das Herz zusammengepreßt wird, wenn man die Schwelle Ihrer Wohnung überschreitet! Ich dachte, ich müßte in Ohnmacht fallen. Glücklicherweise die Mütter, die Sie nicht kennen. Mein Sohn, mein einziges Kind und meine einzige Freude... Er hat den Verstand verloren. Man rief mich, mich an Sie zu wenden. Sie sind meine letzte Hoffnung. Jeder rühmt Ihre Kunst.“ „Meine Kunst ist gering,“ sagte der Arzt mit einer Bescheidenheit, die nicht geübt war. „Ich habe mein Leben damit verbracht, die Gehirnaffektionen zu studieren; und wenn ich manchmal auch meine Bemühungen, zu helfen, von Erfolg gekrönt sah, so hat die Natur leider nur zu oft aller meiner Anstrengungen gepottet.“ „Entmutigen Sie mich nicht, Herr Doktor, lassen Sie einen armen Frau, die sich an die Hoffnung klammert, wenigstens einen Schimmer davon. Mein Sohn ist so jung, achtzehn Jahre! Es begann mit einem unmäßigen Gang zur Einsamkeit. Dann wurde er nervös, jede Kleinigkeit versetzte ihn in den höchsten Zorn. Der geringste Widerspruch ruft bei ihm einen Wuthausfall hervor. Er hat eine fixe Idee, er verlangt Geld, immer Geld. Geld! Ich möchte Millionen geben, um ihm seine Gesundheit wiederzuschaffen.“ „Die Manie des Reichthums,“ sagte der Arzt. „Ein ernstes Fall.“ „Ich kann ihn nicht mehr bei mir behalten. Er wird gefährlich. Ich habe mich lange gegen eine Trennung gestraubt, aber meine Angehörigen verlangen, daß ich etwas zu seinem Heile thue. Ich habe mich daher entschlossen, ihn in eine Anstalt zu geben. Gestatten Sie, daß ich ihn Ihrer Behandlung unterstelle?“ „Wie Sie wünschen, Frau Gräfin.“ „Ich werde ihn heute herbringen. Er gehorcht noch meiner Stimme, vielleicht habe ich morgen auch diese Macht über ihn verloren. Doktor, versprechen Sie mir, daß Sie ihn heilen werden!“ „Ich kann nichts versprechen. Aber ich werde Alles thun, was menschliche Kräfte vermögen.“ Wieder trauerte die Gräfin ihre Thränen. „Danken Sie ihn gut,“ sagte sie. „Ich bin Wittve, er ist mir Alles. Mein Intendant wird kommen, um mit Ihnen das Erforderliche bezüglich der Pension zu regeln.“ „Sie verabschiedete sich. Am Nachmittag erschien sie mit einem jungen Manne. Sie begab sich allein in das Kabinett des Arztes. „Herr Doktor, er ist da,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Er weicht nicht, wohin ich ihn geführt habe. Ich habe ihm versprochen, daß Sie ihm Geld geben werden, viel Geld. Er ist mir ohne Widerstand gefolgt. Ich überlasse ihn Ihnen. Aber er soll mich nicht weggehen lassen.“ Der Arzt öffnete eine verdeckte Tapentür. „Bitte hier,“ sagte er. „Ah, Doktor,“ sagte die Gräfin, indem sie seine Hände ergriff, „heilen Sie ihn, eine Mutter wird Sie segnen.“ Und sie eilte davon! Tropfen der Art abgehärtet war gegen Menschenleid, fühlte er sich doch etwas bewegt. „Arme Frau!“ murmelte er und begab sich zu seinem neuen Pensionär. Der junge Mann blätterte in illustrierten Journalen. Beim Anblick des Doktors erhob er sich. „Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte der Arzt mit sanfter Stimme. „Sie haben die Illustrationen betrachtet?“ „Ja, mein Herr.“ „Bitte, fahren Sie nur fort.“ „Ist die Frau Gräfin zufrieden?“ fragte der junge Mann. „Sehr zufrieden. Sie hat es mir eben gesagt.“ „Das freut mich. Es soll immer Alles geschehen, um Sie zu befriedigen.“ „Ihre Worte zeugen von einem guten Herzen. Sie sollen Sie übrigens wiedersehen!“ „Wir wünschen nichts Anderes.“ „Wie finden Sie die Illustrationen?“ „Sehr schön.“ „Ich werde Ihnen noch andere zeigen.“ „Ich möchte Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen. Ich habe auch Gile, man erwartet mich.“ „Lassen Sie nur warten, mein junger Freund.“ „Ich möchte das Geld so bald als möglich haben. Die Frau Gräfin hat Ihnen dieselbe gesagt: Hunderttausend Francs.“ „Sie hat mich beauftragt, Sie Ihren zu geben.“ „Sie sind wahrscheinlich der Intendant?“ „Ja, ja, ich bin der Intendant.“ „Die Gräfin muß sehr reich sein?“

„Sehr reich. Und Sie sind es auch.“ „Ist es nicht hier sein?“ „Sie werden es aber sein.“ „Sie sind sehr gütig, indessen wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Rechnung begahlen wollten.“ „Sofort. Man wird Ihnen inzwischen eine kleine Erfrischung bringen.“ Der Arzt betrat diesen Vorwand, um seine Wänter zu rufen. Er drückte auf einen Knopf; zwei Diener erschienen. Er gab ihnen ein Zeichen, ihn nicht mehr zu verlassen. „Herr Intendant,“ sagte der junge Mann, „Sie sind sehr freundlich, aber ich empfinde keinen Durst. Ich habe Gile. Zahlen Sie mir die hunderttausend Francs aus und ich gehe meiner Wege.“ „Sie würden die Gräfin damit sehr betrüben,“ bemerkte der Arzt. „Sie hat es mir gesagt.“ „Wie das?“ „Sie lieben die Gräfin sehr?“ Der junge Mann rief die Augen auf. „Werden Sie mir noch lange solche Geschichten erzählen? Ich habe keine Zeit, mich zu unterhalten. Ich muß das Geld haben oder die Diamanten.“ „Sie wollen also auch die Diamanten.“ „Die Diamanten oder das Geld.“ „Ja, ja, morgen, Sie werden hier schlafen. Sie sollen ein sehr schönes Zimmer bekommen.“ „Hier schlafen? Sie sind nicht recht bei Trost!“ „Es ist der Wunsch der Gräfin.“ „Das wird mir schon zu viel mit der Gräfin!“ „Die Gräfin, Ihre Mutter!“ „Ist sie nicht Ihre Mutter!“ „Eine Frau, die ich zweimal im Leben gesehen habe!“ „Verleugnen Sie nicht Ihre Mutter, unglückliches Kind! Sie betet Sie an,“ rief der Arzt und dachte, das Leiden seines Pensionärs sei schwerer, als er geglaubt hatte. „Nun habe ich den Scherz satt,“ sagte der junge Mann. „Wenn Sie mir nicht sofort das Geld geben, so gehe ich zur Polizei. Man wird Ihnen den Standpunkt klar machen.“ Er wollte das Zimmer verlassen. Die beiden Wänter bemächtigten sich seiner Person. „Wollen Sie mich hinauslassen?“ rief der junge Mann, sich vergebens wehrend. „Schütze! Ihr dach mich in eine Falle gelockt, elende Kanaille!“ „Verubigen Sie sich, mein Freund, oder ich werde Ihnen eine Douche geben lassen.“ „Laßt mich los, daß ich den alten Gauner da erdroffele!“ „Zur Douche!“ befahl der Arzt. Trotz seines Widerstandes wurde der junge Mann in den Saal gebracht, wo man der Vortheile der Hydrotherapie theilhaftig werden konnte. Er war im Augenblick entleert, und während ihm zwei Wärter festschnitten, ertheilte ihm ein dritter Bürste in sehr gewisshafter Weise eine Douche. Das Opfer schrie und tobte; schließlich war er erschöpft und gebeugt und brach in Thränen aus. „Weinen Sie, mein Sohn,“ sagte der Arzt. „Diese Kräfte wird Ihnen gut thun.“ „Was wird man von mir denken!“ schloß die Gräfin. „Man wird mich für einen Dieb halten!“ Da er ruhiger geworden war, ließ der Arzt die Douche einstellen. Der junge Mann benötigte einen Augenblick, da ihn die Wärter nicht festhielten, um zu entscheiden, und gelangte bis in den Hof, wo man ihn indessen einholte und festhielt. „Legt ihm die Zwangsjacke an,“ sagte der Arzt, „und bringt ihn in die Zelle.“ Am nächsten Morgen trank Doktor Leroux seinen Frühstückstee und las die Zeitung. Plötzlich fiel ihm eine Notiz in's Auge. Er las: „Gestern wurde bei einem Juwelier des Palais Royal ein lächerlicher Raub verübt. Eine angelegte Gräfin von Chamuska nahm einen Schmuck von hohem Werthe mit sich, indem sie sich von einem Commis begleiten ließ, dem der Betrag der Rechnung eingehändigt werden sollte. Der Commis ist nicht zurückgekehrt. Man erschöpft sich in Rauthmachungen.“ Das Blatt entfiel den Händen des Arztes. Er lautete sofort: „Roth, befreit Nummer 5!“ „Das ist unmöglich, Herr Doktor,“ sagte der eine der Wärter. „Das ist ein Tölpel, er wird uns entführen.“ „Ihnt, was ich Euch sage!“ „Sobald der Commis in Freiheit war, hürzte er sich auf den Arzt. „Scharte!“ rief er, „ich bin entehrt!“ „Nein, mein Freund, Sie sind nicht entehrt,“ erwiderte der Doktor. „Wir sind Beide Opfer einer Schwindlerin geworden.“ Und er reichte ihm das Zeitungsblatt. Bärenmuth. In der Kölnischen Zeitung lesen wir: Wer im lieben deutschen Vaterlande, der selbst die Jagd auf den Bären nicht ausübt hat, denkt sich eine solche Anders, als mit fester Geduld für die Theilnehmer verknüpft? Wundert man sich über eine derartige weit verbreitete Ansicht nicht, find wir dabei doch gewöhnt, nur von Bärenjagden zu lesen, bei denen stets der eine

oder andere Jäger sein Leben läßt; find wir dabei doch gewöhnt die Bärenjagd auf Bildern dargestellt zu sehen, auf denen Meister Pegg regelrecht dabei ist, einem im rotthäufigen Schnee unter seiner Last liegenden Jäger, der noch zum letzten Stöße das Messer zückt, den Garau zu machen. Das Publikum verlangt Aufregendes, und dem müssen leider oft auf Kosten der Wahrheit Feder und Pinsel Rechnung tragen. Glücklicherweise stellt sich nun in Wirklichkeit die Jagd auf den Bären nicht so schlimm für den Jäger. Wer selbst viel mit dem Bären jagdlich zusammengetroffen ist, wird mir darin Recht geben, daß Freund Pegg ein gar arger Feigling ist, der nur in der äußersten Noth sich seiner Haut wehrt. Das thun aber alle, selbst die furchtsamsten Thiere. Nicht leugnen will ich dagegen, daß den mit Vortheil behafteten Jäger, der in freier Wildbahn einen Bären zum ersten Male sich gegenübersehen sieht, ganz eigenartige Gefühle erfassen können, die mit dem bekannten Jagdfieber nur insofern verwandt sind, als beide blasse Baden und zitternde Hand erzeugen. In der Regel aber trifft es nicht zu, daß Jäger und Bär sich lange gegenübersehen, da letzterer das Laufen — ich meine das Weglaufen — dem Stehenbleiben vorzieht. Wenn nachstehendes Selbsterlebtes erzählt wird, so liegt dem keine weitere Absicht zu Grunde, als der Aufklärung zu dienen. Vor mehr denn Jahresfrist traf ich im Kaukasus ein. Schon nach kurzer Zeit brachten mir einheimische Hirten zwei junge Bären, die sie der Alten abjagt hatten. Wenn zwei scharfe Tarnenbänder es vermochten, eine Bärin von ihren erst etwa acht Tage alten Jungen zu trennen, so daß diese von den Hirten weggenommen werden konnten, wie es hier der Fall gewesen, so konnte es mit der Tapferkeit meines braunen Gegners nicht so weit her sein. Sein Ansehen fiel bei mir sofort bedeutend. Von den jungen Bären nahm ich einen zu mir. Bei ihm vertrat ich in der Folge, da ich nicht wollte, daß ein Anderer sich mit ihm abgab, gleichzeitig Vater, Mutter- und Ammenhülle, d. h. er bekam verdiente Schläge, wurde verhätschelt, trank alltündlich Milch am Gummisauger aus der Flasche. Er gedieh und war mir ein willkommener Beobachtungsstüch für die Gewohnheit seiner Gattung. Der kleine, leider jetzt schon todt, „Mud“ war mir ein treuer, spähiger Begleiter auf meinen häufigen Streifereien durch Wald und Feld und bot mir daher reichlich Gelegenheit, seine Eigenarten zu studieren. Alles, was ich bei ihm wahrgenommen habe, fand ich später auch draußen bei der Jagd nach seinen Brüdern ebenso. Danach ist der Bär sehr furchtsam und tropdem nicht gerade so furchtbar bei ihm entwickelt, als der des Sebens. Bei dem kleinsten plötzlichen Anlaufe erschrickt er sehr, steht im Nu aufrecht und hat zum Schlage die Tapsen hoch. Der Kopf mit dichtgelegtem Gebör liegt dann fest an der breiten Brust, und die kleinen, freisenden Augen lassen rollend das Weiße sehen. Das nützliche Gebiß fliehet schnell auf und ab, und ein tiefes aus dem Halse kommende, durch das schnell auf einander folgende Öffnen und Schließen des Rachens im Ton eigenartig unterbrochenes Brummen wird hörbar. Dieser Kampfesmut dauert aber meist nur einen Augenblick; ist irgendwo ein Hinterposten offen, wirft er sich schnell herum und geht in plümpem Rechtsalopp unter beständigem, ängstlichen Seitwärtsgehen des Kopfes ab. Wie sehr der Bär beim Glühtigwerden alles Andere, nur seinen Gegner nicht, aus dem Auge läßt, betundet folgender Vorfall. Im Hochsommer übertraf ich einen starken Bären am hellen, lichten Tage beim Brombeerwachsen. Der arme Keil erschallt derartig, daß er bei seiner Flucht durch fortwährendes Seitwärtsgehen des Kopfes so wenig auf den Weg achtete, daß er Hals über Kopf in eine ziemlich tiefe Grube stürzte, aus der er aber gegen alles Erwarten schnell wieder hoch kam. Reuziger ist der Bär, wie nur ein aufgewecktes Kind sein mag. Alles was er mit seinem überstark beweglichen Nachorgan, Alles mit seinen kleinen, tüchtigen Lichtern, Alles mit seiner langbetrahteten Zunge bemerkt. Einst hatte die vom Lichte beleuchtete, glänzende Spiegelscheibe meines Zimmers meinen kleinen Freund Mud veranlaßt, auf eine Commode zu klettern, offenbar, um das „Glänzende“ sich etwas näher anzusehen. Da die Commode unmittelbar unter dem Spiegel stand, hatte Mud das für ihn immerhin seltene Glück, sich plötzlich seinem holden Abbilde gegenüber zu sehen. Den Allerfurchtsamsten hätte man nicht toller in's Bockhorn jagen können, als Freund Mud sein Gontersel, und dieses war nach dasjenige eines netten, wohlgeformten und wohl-erzogenen Bärenjünglings. Die Haare sträubten sich ihm auf dem Rücken und mit seltsamen Lautäußerungen sprang er wie besessen im Zimmer umher, war gläser, Blumen, Stühle, die Warte um, und war gerade im Begriffe, sich kopfüber aus dem Fenster zu hängen, als ich ihn nach am Krage erwidern und beruhigen konnte. Trop dem kaum ausgehenden Schreden konnte es der neugierige Thier doch nicht unterlassen, nach oft Versuche anzustellen, seine Wis-

begierde zu befriedigen, natürlich stets mit demselben unermesslichen Erfolge. Draußen stieß ich das erste Mal mit einem Bären bei der Pürche auf Wechböde zusammen. Bei gutem Winde war ich bis auf etwa zehn Schritte an eine junge Spornung herangebracht, als dicht vor mir, hinter dichtem Buschwerk, ein unwilliges, aber doch nicht jonniges Brummen erfolgte. Dieses hielt auf derselben Stelle wohl eine halbe Minute an; dem Bären war es offenbar noch unklar, was in seiner Nähe vorging. Als er sich dann von meiner Anwesenheit, die ihm nicht gefährlich war, da mir sein Sommerleid nicht pastete, durch einmaliges schnelles Vorstrecken des Kopfes überzeugt hatte, hatte er sich lautlos und so ruhig gedrückt, daß ich sein Verschwinden gar nicht bemerkte; noch geraume Zeit nach ihm mit entschuldigter Würde zur eventuellen Vertheibigung meines nach meiner damaligen Auffassung bedrohten Lebens vor dem unschuldigen Buschwerk. Der Berg des Lichtes. Aus der Geschichte des berühmtesten Diamanten der Welt, des Koh-i-nor (Berg des Lichtes), der sich im englischen Kronschatz befindet, erzählt G. Streeter in seinem Buche „Precious Stones and Gems“ viele fesslende Einzelheiten. Bis in den Beginn des 14. Jahrhunderts zurück kann man seine Schicksale mit ziemlicher Sicherheit verfolgen. Zu jener Zeit war der Edelstein im Besitze des Rajah von Malwa, später bildete er das kostbarste Stück in der unergleichlich reichen Schatzkammer der Mogul-Dynastie zu Delhi. Ursprünglich wog der Diamant 793 Karat, nachdem er geschliffen war — leinstenwegs zu seinem Vorkill — jedoch nur noch 186 Karat. Als der persische Eroberer Nadir Schah als Sieger durch die Thore der Hauptstadt (1739) einzog, mußte der Krentel des mächtigen Kaisers Aurung Zeb, der Großmogul Mahmud, ihm alle seine Schätze ausliefern. Durch Vst glaubte dieser, den Koh-i-nor für sich retten zu können, indem er ihn in einen Turban einnähen ließ, aber einer seiner Haremstfrauen verrieth die Sache. Bei einem großen Festmahl, das zur Feier der Verlobung des Siegers und des Besiegten veranstaltet wurde, erklärte Nadir plötzlich dem Kaiser, es wäre zur Befestigung ihrer Freundschaft nöthig, daß sie ihre Turbane austauschten. Mit echt orientalischem Gleichmuth, ohne sich durch ein Wort oder eine Miene zu verrathen, fügte Mahmud sich in das Unvermeidliche. Nadir Schah aber war von dem ersten Anblick des wunderbaren Steines so begeistert, daß er ihn mit dem Namen „Berg des Lichtes“ begrüßte und als seine kostbarste Beute mit sich nahm, als er über die Berge von Afghanistan heimwärts zog. Nach seinem Tode ging der Koh-i-nor in den Besitz seines Sohnes über und von diesem zu Ahmed Schah, dem Begründer der Kabul-Dynastie, dessen Nachkomme Schah Schuja, nachdem er aus seiner Hauptstadt vertrieben war, sich schließlich als Gefangener des Herrschers von Lahore gewonnen sah, den unschätzbaren Diamanten auszuliefern. Später, als sich die Engländer des Pendschab aneigneten und die Kronjuwelen von Lahore von der „Hindischen Kompanie“ konfiszirt wurden, fand sich auch der Koh-i-nor unter ihnen. Nachdem abgeschlossen war, daß er der Königin als Geschenk überreicht werden sollte, sandte Lord Dalhousie, der damalige Statthalter, den Edelstein durch zwei Offiziere nach England, wo er im Juni des Jahres 1850 der Herrscherin von Großbritannien feierlich übergeben wurde. Sein Gewicht betrug damals 186 Karat, er hatte eine unregelmäßige, eintägige Gestalt und war so ungeschliffen, daß er nicht viel besser funktelte, als ein gewöhnlicher Krystall. Zimmerich schätzte man seinen Werth auf etwa 3 Millionen Mark. Die Urtheile der Sachverständigen, ob er zu seinem Vorkill ohne großen Gewichtsverlust umgeschliffen werden könne, gingen weit auseinander, schließlich verhoffte sich im Rathe der Königin die Ansicht geltend, daß geschickte Arbeiter die Schwierigkeiten überwinden würden. Ein gewisser Vorklanger aus Amsterdam wurde nach London berufen und vollführte bei täglicher zwölfstündiger Arbeit in achtunddreißig Tagen in der Werkstatt der Kronjuwelen seine Aufgabe. Nach darüber, ob ihm die Arbeit gelungen sei oder nicht, wichen die Urtheile weit von einander ab; jedenfalls verlor der Diamant bei dem Umschliffen nicht weniger als achtzig Karat. Indisches Strahlenleben. Interessante Beobachtungen enthält ein Aufsatz in der „Leipz. Ztg.“ mit der Ueberschrift: Ein Bild in das indische Strahlenleben. Da wird erzählt: Auf ihrem Wege durch die Strahlen der Stadt tragen die Indianerinnen gewöhnlich einen Schal von beträchtlicher Länge, ihren „Chuddal“, dem sie einen mehr oder minder feinen Falkenwurf zu geben verstehen. In Mattra war es, wo Lord Welles ein mit dem üblichen Trinkle's geschmücktes Hindumädchen in großer Aufregung auf dem Dache bemerkte: ein harter Affe hatte dem Mädchen den „Chuddal“ entführt. Mit lächerlicher Mimik verlor die Affe, als er sich weit genug von der Indianerin entfernt hatte, die Bewegungen nachzuahmen, vermittelst deren der Schawl gehörig befestigt wird, blieb je-

doch nicht lange im unbestrittenen Besitze seiner Beute. Eine Schaar eifersüchtiger Stammesgenossen hatte ihn beobachtet und verfolgte ihn mit Einigung aller Kräfte, so daß gar bald vom Schawl nichts mehr zu sehen war, als die lebenden Fäden, denen sich ein jeder bemächtigt hatte. An den Ohren zu Mattra, die sich hinabziehen zu Jamma, in welchen in getrennten Abtheilungen die indische Jugend und das Alter, Männer und Frauen, ihre Waschungen und Bäder verrichten, sind besondere Hüter angestellt, die der Frechheit des Aftenvolls wehren sollten. Mit dünnen Gerten versehen, vertreiben sie die Västern, die es auf ein Kleidungsstück der Badenden abgesehen haben. Dennoch sind sie nicht immer im Stande, einen Raub zu verhindern. Mit behenden Kletterbewegungen entführt der gewandte Dieb hier einen Schawl, dort das runde kupferne Trinkle's eines Hindumannes, das entweder kahlende Hüter angeht, oder einen anderen erfrischenden Trunk birgt. Hat sich der Affe gelabt, das Gefäß geleert, so kommt es ihm nicht darauf an, das Gefäß mit einem derben Wurde nach dem Kopfe seines Vorübergehenden abzugeben. Zuweilen wird der Räuber überlistet, indem man ihm eine verlockende Frucht auf die Erde legt. Günstigen Falles laßt er die geraubten Gegenstände fallen und giebt der Frucht den Vorzug; manchmal aber befestigt er auch seine Beute erst sorgfältig an seinem Körper oder oben an dem Gebäude und holt sich den Lederbissen obendrein. Die Thiere untereinander behandeln sich übrigens nicht glimpflich. Zwischen vollwüchsigen Affen besonders kommt es zu hartnäckigen Kämpfen, bei denen die Haare fliegen. Andererseits aber beobachtet man auch eine seltene Unterordnung der jüngeren unter die Senioren des Geschlechts. So wird es kein jugendlicher Affe wagen, sein Bad vorzunehmen, ehe der Geschlechtsälteste durch feinen Vorgang die Erlaubnis dazu erteilt hat. Der betrogene Freier. Man schreibt der „Fr. Ztg.“ aus Shanghai vom 19. Mai: Unsere bezopften Mitmenschen sind nach europäischen Begriffen manchmal wirklich etwas reichlich strupellos, wenn es sich um Gelderwerb handelt. Mit was für sonderbaren Fällen die Richter in Hongkong in dieser Beziehung manchmal zu thun haben, dafür sei nach der „China Mail“ ein Beispiel angeführt. Ein in einem Speicher beschäftigter Chinese in Hongkong, der des Junggelehrtenums nicht war, wünschte sich eine Frau zu nehmen. Er berieth sich also mit einer Frau aus seiner Bekanntschaft und diese versprach ihm, für ein Ehegelohn sorgen zu wollen. Nach kurzer Zeit stellte sich auch eine junge Dame vor, die dem Mann recht annehmbar schien, weshalb er ihrem Begleiter, der sich für ihren Bruder ausgab, ohne Zögern die von ihm geforderte Summe von sechs Dollars ausshändigte. Als Alles für die Hochzeit vorbereitet war, kam der Schwager jedoch noch einmal und sagte, seine Schwester wäre ihm für ein Geschenk von sechs Dollars nicht feil, vielmehr müßte er weitere 44 Dollars haben. Der Bräutigam gerieth hierdurch in Verlegenheit, indessen der Schwager ließ mit sich reden und begnügte sich mit einem Theil des geforderten Geldes nebst dem Versprechen, der Rest werde später bezahlt werden. Sobald das junge Paar jedoch den Hafen von Hongkong verlassen hatte, um sich nach Haiphong zu begeben, mußte der Schwager auch den Rest von den Freunden des jungen Ehemannes unterbreiten. Dieser selbst schwamm unterdessen vergnügt mit seiner jungen Frau auf dem Wasser. Er war so zufrieden mit seiner Wahl, daß er, in Haiphong angekommen, seiner Gattin alsbald einige Schmuckstücke zu kaufen gedachte. Als er dann in sein Gasthaus zurückkehrte, fand er aber das Rest leer. Der Vogel war ausgeflogen und war, wie der betrogene Gatte später erfuhr, eiligst mit einem anderen Dampfer nach Hongkong zurückgekehrt. Da der Unglückselige nicht genug Geld hatte, dem Weibe auf demselben Wege zu folgen, so mußte er wohl oder übel den weiten und heißen Weg über Land nach Hongkong einschlagen. Dort ergriff er eines schönen Tages unterbrost im Hause seines Schwagers. Was stellte sich nun heraus? Dieser „Schwager“ war längt mit der Person, die er für läbig ausgegeben hatte, verheiratet. Der betrogene Mann war über den Schwindel so erbittert, daß er die Sache der Polizei übergab, obwohl Chinesen dies auch in Hongkong in Familienangelegenheiten nur sehr ungern thun. Der ergriffene Fall war unserem Manne aber doch wohl etwas zu bunt. Der Schwindler wurde zu sechs Monaten Zwangsarbeit verurtheilt. Ein neuer Rechenkünster. Aus London, 7. Juli, wird berichtet: Im Aquarium produziert sich seit gestern ein deutscher Rechenkünster, Herr Heimbous. Es ist erhaunlich, was der Mann leistet. Er löst die schwierigsten und komplizirtesten Aufgaben und findet, man darf wohl sagen ihre sofortige Lösung. Wenn nicht nach dem Verlauf der Vorstellung ein Betrag ganz ausgeschossen wäre, da eben Jeder aus dem Publikum fragen an Herrn Heimbous stellen kann, so würde man es schlechterdings für unmöglich halten, daß es mit rechten Din-

gen zugeht. Fast ohne eine Minute der Ueberlegung hat Herr Heimbous die Quadratwurzel aus einer sechsstelligen Zahl gezogen oder angegeben, wie viel Maß und Pfennige so und soviel Pfund und Pence zum Umwechslungssturs von 20.303 geben. Oder Jedermann gibt sich Alter genau bis auf Tage und Stunde an und erfährt ohne viel Zeitverlust, wie viel Minuten er lebt, u. s. w. Es war bei der gestrigen ersten Vorstellung die allgemeine Ansicht, daß ein Rechenkünster, wie Heimbous, in London noch nie gesehen worden sei. Verlobung. Thierarzt (dem jahnesthetisch ein tieferer Roter entgegenbringt, wie er in's Zimmer tritt): „Zum Rind, halten Sie doch das Vieh fest!“ Hausherr: „Ah, das ist ja der Patient, er will Ihnen gewiß die Junge zeigen!“ Vorschlag zur Güte. Er: „Ich liebe Sie wahnsinnig, Dora!“ Sie: „Lieben Sie mich vernünftig und heirathen Sie mich!“ Vom Schießplatze. Corporal: „Nicht wahr, wenn die Scheibe ein Knödel war und das Gewehr eine Gabel, da würdet ihr Kerls allemal treffen!“ Selbstvertrauen. Madame (zum neuen Dienstmädchen): „Verstehen Sie auch, ein Zimmer rein zu machen?“ Dienstmädchen: „Wär nicht übel, wenn i das mit 'weg bräch! Zu Haus hab' i alle Tag di Stall' aus'miß, und da war i gar anderer Dreck drin als in der Stub' da!“ Nebenbistheit. Arzt (zu einem Patienten, der über den schlechten Geschmack der Medizin geklagt): „So, die Medizin, die ich Ihnen hier verordnet habe, schmeckt sogar anfangs sehr lieblich, nur hat sie einen etwas bitteren Nachgeschmack.“ Patient (auf seine entfernt stehende Frau zeigend): „Gerade wie meine Alte!“ Conjugation. Kleiner Bruder (Schul- Arbeiten machend): „Du, Otto, wie heißt die Vergangenheit von ich zahle?“ Student: „Ich pumpe!“ Entschuldig. Die Wilt hat einen Amtsrichter getriegt.“ „Ch, wie entschuldig! Einen Mann zu nehmen, der immer Recht hat!“ Fürsorglich. Gefängniß-Inspektor: „Schulz, das letzte Viertel Ihrer Strafe ist Ihnen gestrichen — Sie werden sofort entlassen. Sehen Sie, das haben Sie Ihrer guten Führung zu verdanken.“ Strafling: „Gott ja, Herr Inspektor, man thut ja sein Möglichstes, um sich für das nächste Mal einen guten Empfang zu sichern.“ Schwereöther. Neumann: „Ist war auch auf Ihrer hohen Schule!“ Student: „So, was haben Sie denn studirt?“ Neumann: „Ist bin nämlich Dach-deder!“ Aus der Diskussionsrunde. Statt des Satzes: „Man kann Verse machen und braucht noch nicht Dichter zu sein,“ schreibt der kleine Paul: „Man kann Verse machen und braucht noch nicht n i c h t e r n zu sein!“ In der Kneipe. Onkel (beim Zählen): „Wie, ich habe erst drei Maß und Du schon elf?“ Neffe: „Du hast aber auch zwischen durch eine Postkarte geschrieben, Onkel!“ Probe auf's Exempel. Der Kalbsknochen zur Suppe, den ich dir abnahm, war gänzlich unbrauchbar.“ „Das ist gar nicht möglich, Fräulein! Sehen Sie, meine Frau hat erst kurz vorher selbst Suppe davon getocht.“ Nicht ganz. „Weißt Du schon, Müller's Nimi, die als Badisch nur für Aristokratische Schwärme, heirathet legt.“ „Nun, hat sie auch einea getriegt?“ „Nicht ganz — aber doch wenigstens einen Weintrauben!“ Einfacher Grund. „Was, Sie bekommen so häufig Reile von Ihrer Frau, ja, wie kommt denn das?“ „No, weil sie viel kräftiger ist, als ich.“ Naiv. Richter (nach Verlesen des Urtheils): „Sie können wählen: sechs Tage Haft oder fünfundschwanzig Mark!“ Angeklagter: „Dann bitte ich man schon lieber um die fünfundschwanzig Mark!“ Aufgesetzweiblich. Herr: „Sie haben ja keine Elle in Ihrem Vaden?“ Zuchthändler: „Ja, alle meine Stoffe sind eben so großartig, daß sie mit dem gewöhnlichen Maßstab gar nicht gemessen werden können.“